



Marcel Robischon  
Vom Verstummen der Welt  
Wie uns der Verlust der Artenvielfalt kulturell verarmen lässt  
ISBN 978-3-86581-182-0  
320 Seiten, 14,5 x 23,8 cm, 19,95 Euro  
oekom verlag, München 2012

©oekom verlag 2012  
[www.oekom.de](http://www.oekom.de)

## Im Tal in den grünen Bergen



Lange Zeit bin ich früh aufgestanden, von den Amseln am Fenster geweckt, und in der Morgendämmerung durch mein Tal gefahren, mein Tal in den grünen Bergen. Wie ein Handabdruck ist es ins Urgestein modelliert. Wie von fünf Fingern gezogen, spreizen sich die Seitentäler ins Gebirge, und wie eine Hand voller Getreide ist der Talgrund im Sommer mit Weizen und Welschkorn bedeckt. Auf den Hängen und Höhen wachsen duftende Bestände aus Fichten und Douglasien, gepflegte Forste wie ein dunkler Pelz, der sich mit dem Atem eines gewaltigen Tieres bewegt. Manchmal rollen und poltern Gewitter durch mein Tal, wie ein Magenknurren tief im Bauch der Berge. Und nach dem Regen dampfen die Hügel wie nasses Vieh, das auf der Weide wartet.

Wenn man lange an einem Ort lebt, erscheint einem dieser Ort wie ein lebendes Wesen<sup>1</sup>, ein Wesen mit und auf dem man lebt, als wären die Berge riesenhafte Tiere. Einer von ihnen sieht an einem dunstigen Morgen aus wie ein blauer Riesenelefant. Natürlich lebt in solch einem vertrauten Wesen, so zahm und gepflegt es auch sein mag, etwas Wildes, wie jedes Haustier noch ein paar wilde Züge in sich birgt. Selbst wenn man glaubt, alle Launen, Stimmungen und Stimmen zu kennen, kann man doch Spuren der Wildnis entdecken.

An den Wiesenrainen des grünen Tals findet sich allerhand wildes Leben: Orchideen und Morcheln, goldäugige Kröten und Ameisenlöwen, dazwischen manchmal ein silbergrauer Reiher, der, aufrecht und ernsthaft – *en garde* –, still steht, dann plötzlich wie ein Fechter zustößt, hinabstößt auf irgendetwas Unsichtbares im tiefen Gras. Und hoch über dem Talgrund »fing mein Auge früh der Frühe Liebling, Erbprinzen im Reich des Taglichts,«<sup>2</sup> ein: den Regenschüttler, Kunstflieger, Jagdflieger, der in der Luft stillsteht, rüttelt und plötzlich hinabschießt, hinab auf etwas Unsichtbares in Weizen und Welschkorn. An den Böschungen wachsen Ameisenburgen, Millionstädte, zwischen Wurzeln und Humus gegraben, aus Fichtennadeln aufgetürmt. Und manchmal sitzt hoch in einem hohlen Stamm ein Bienennest, das wie

mit kaum merklichem Vibrieren eine lebendige Spannung ausstrahlt und sein fliegendes Leben ein- und ausatmet.

Zwischen den »Brotbäumen« der Forstwirtschaft stehen auch noch einheimische Baumarten. Weil sie schon lange, für Menschenverstand schon immer, hier waren und hier schon immer wichtig waren, haben sie vielen Seitentälern, Dobeln, Gipfeln und Weilern ihre Namen hinterlassen. Da gibt es ein Tal der Weiden und ein Tal der Eschen, an dessen Eingang das Dorf der Birken liegt. Da gibt es das Tal der Buchen, den Hügel der Eichen oder den Pass der Bergkiefern und – zu Füßen des Lindbergs – das Tal der Eiben, wo Eiben heute aber selten sind, weil man den giftigen Baum mit den roten Fruchthüllen in alten Zeiten beinahe ausgerottet hat. In den Namen ist eine Erinnerung erhalten, die weiter als eine Lebenszeit zurückreicht. Manchmal sind die Bäume hinter diesen Namen nach Jahrhunderten der Verschiebungen und Verschleifungen fast unkenntlich geworden – so wie der Wall der Keltenfestung, die mitten im Tal lag und, vor Jahrtausenden noch weltberühmt, heute, längst geschliffen, abgeschliffen, nur bei genauem Hinsehen zu erkennen ist; fast unsichtbar im Gras, versteckt unter Weizen und Welschkorn. Bis heute lebt ihr Name in einigen Dorfnamen fort.<sup>3</sup> *Der Hügel der Stiere* soll er in einer ausgestorbenen Sprache bedeutet haben, eine Erinnerung, vielleicht, an die Wildrinder der Urwälder, die Waldrinder der Urwildnis, die Urrinder der Waldwildnis, heute ersetzt durch zahme Milchkühe, wie sie beinahe überall grasen könnten, und denen man schon als Kälbchen die Hörner ausgebrannt und ihre Wildheit nahezu ausgetrieben hat.

Auch anderes Wild hat im grünen Tal toponymische Trittsiegel hinterlassen. Ein Berg heißt Rosskopf, vielleicht seit jener Zeit, in der man noch den Hufschlag wilder Waldtarpane hören konnte? Da gibt es ein Tal der Bären, einen Wolfgrund und einen Berg der Geier, Erinnerungen an die lange Verschwundenen, die großen Wildtiere. Im Tal der Buchen gibt es einen Falkenstein und an der Talmündung des Weidentals einen Falkenbühl, in alten Zeiten Festungshügel und heute ebenso abgeschliffen, beinahe eingegebenet wie der *Hügel der Stiere*. Doch die Falken sind noch da. Der »Regenschüttler«, der Turmfalke, der in der Kirche nistete und dessen Junge den Gesang der Patres mit Vogelkindergeschrei untermalten, und – seltener, ungewohnter, abenteuerlicher – die Wanderfalken, die in ihrer Jugend in den Süden ge-

zogen waren und sich nun, da ihr Wandertrieb ausgelebt schien, hier im Tal niedergelassen hatten. Rund um die Uhr von einer Leibwache geschützt, nistete ein einziges Fürstenpaar der aussterbenden Art am Abgrund über der Schlucht der Hirsche, und ich war stolz, das große Geheimnis wissen zu dürfen.

Sie waren nicht die einzigen Weltwanderer, die durch den Luftocean bis in unser Tal geschwommen kamen. Als untrügliches Zeichen des Sommers kreuzten vom Süden, von den Tropen Afrikas her, die Alpensegler auf, um hier, am Fuß der grünen Berge, das »Nordkap« ihres Wanderlebens zu umrunden. Ihre kleineren Begleiter, die Mauersegler, nisteten unter unserem Dach. Wie geflügelte Pfeile sausten die Insektenabfangjäger durch die Luft, beschrieben Schussparabeln am Mittagshimmel und erzählten in scharfen Pfiffen Geschichten vom Nil und Sambesi.

Wenn im November die Winterschafe wie eine Wollflocke in der Hand des Schäfers durch den Talgrund wehten, kamen, wie ein alle Jahre wieder aufgeblättertes Kalenderbild der Wintermonate, vom fernen Osten, aus Sibirien, die Saatkrähen, die »Winterchrabbe«, in Riesenherden durch den Eishimmel herangeschwommen und erklärten in rauem Kanon ihre Lufthoheit über dem Tal.

Wenn die Dezemberlämmer geboren wurden, kamen manchmal als seltener Besuch die Seidenschwänze aus dem hohen Norden. Sie erinnerten mich, wenn sie sich auf Birkenästen aufrehten, an die Glasvögel unseres Weihnachtsbaums. Glasklirrend schrill klang auch ihr Ruf – und sie brachten mir in ihrem Gefieder die Herbstfarben der Arktis mit.

So wie die alten Namen der Orte im Tal ein Nachhall der geheimnisvoll versunkenen Vergangenheit, der Urzeiten, der Geheimniszeiten voller Bären und Wölfe, Geier und Giftbäume waren, so brachte der Ruf der Zugvögel einen Klang von weither, eine Botschaft von jenseits der grünen Berge, wo es noch ungeheuer viel zu sehen und zu entdecken geben musste. Doch es gab noch andere Botschafter aus der weiten Welt, die lautlos Geschichten erzählten und in meinem Tal den Status des Besonderen, des Exotischen genossen und grenzenlose Neugier weckten: die patagonische Südbuche – aus Feuerland, vom Ende der Welt! – auf dem Schulhof und der amerikanische Riesenlebensbaum im Park, der hier tatsächlich zu einem grünen Giganten hatte heran-

wachsen dürfen und in seinen Schuppenblättchen einen Duft wie von Ananas und Äpfeln barg. Oder die Riesentannen aus dem pazifischen Nordwesten, die ein Förster einmal versuchshalber am Hang der Falken, nahe der Schlucht der Hirsche, hatte anpflanzen lassen. Oder das Wäldchen eleganter Japanlärchen im Buchental, vor Generationen einmal von einem japanischen Forstprofessor auf dem Land eines Nachbarn gesetzt. Sie erzählten von Abenteuern jenseits der grünen Berge, denn irgendwer musste sie einmal in fremden, unerforschten Wäldern entdeckt und über den Ozean hierhergebracht haben.

### **Satzzeichen in der Syntax der Natur**

Da mein Traum vom Fliegen nicht zu verwirklichen war, lernte ich, um viel im Wald zu sein, den Beruf des Försters. Lange Zeit bin ich früh aufgestanden und jeden Morgen durch mein Tal gefahren, lernte, mit dem »Fichtenmoped« Holz zu machen und über den Daumen peilend, mit Zuwachstabellen und Massentafeln nachrechnend, Grundfläche, Höhe und Masse eines Baumbestandes zu bestimmen und mithilfe der Schriften der Vorgänger den Zuwachs an Holz in Festmetern pro Hektar zu berechnen. Ich konnte die Hieroglyphen der Borkenkäfer und die Trittsiegel des Wildes im Schlamm oder Schnee lesen, konnte anhand der Zeigerpflanzen der Krautschicht sagen, wie gut ein Standort mit Wasser und Mineralsalzen versorgt war und welche Bäume, welche Waldgesellschaften hierher gehörten.

Ich wusste die Bäume am Duft ihres Holzes und ihrer Knospen zu unterscheiden, konnte die Bodentypen anhand des Knirschens der Partikel zwischen Fingerspitzen oder Zähnen benennen und erklären, wie die mit Erdfarben gemalten Bilder eines Bodenprofils wohl entstanden waren und wie sie sich weiterentwickeln mochten, irgendwann in endloser Zukunft.

Es galt, ungeheuer viele, ungeheuer feine Details zu beachten, wollte man irgendetwas vom großen Gesamtbild des Waldes verstehen.

Ich lernte im Wald, das Seltene und Besondere zu suchen, zu finden und zu fördern. Die einzelne Mehlbeere zwischen den Ahornen am Waldrand, den einen Ahorn zwischen den Buchen, die eine Buche in einem Douglasienbestand, den einzelnen Wildkirschaum, der einem Bergmischwald einen zusätzlichen Farbton verlieh, die eine Esche unter hunderttausenden, die kein gefiedertes, sondern ein gan-

zes, ungeteiltes Blatt hatte, den einen Seidelbast, der im Frühjahr unter den Buchen seinen aufregenden Duft in die Luft streute ...

Natürlich fasziniert das Bunte, das Ungewöhnliche. Und das, was vielfältig und reichhaltig ist, ist stabil, sicher; eine Erkenntnis, die sich auch außerhalb der Forstwirtschaft durchgesetzt hat – doch die Sache ist viel komplizierter: Das, was am richtigen Ort ist, ist stabil<sup>4</sup>, und manchmal trägt gerade das, was auf den ersten Blick artenarm erscheint, als schlichtes, einzigartiges Bild zur Vielfalt und zum Reichtum bei. Manchmal wirkt das wirklich Besondere auf den ersten Blick gar nicht so aufregend und gibt sein Geheimnis nur langsam und nur dem, der genau hinschaut, preis. Schützenswert und geheimnisvoll war deshalb der Bestand von Eiben, den es, als seltene, wahrscheinlich weit und breit einzigartige Erscheinung, in der Klamm der Hirsche, am Hang der Falken, noch gab. Ganz in der Nähe kroch eine Flut von Gneisblöcken bergab. Das einzige Gehölz, das sich hier halten konnte, war der Bergahorn, der doch sonst nie reine Bestände bildete und im Herbst seine Flügelfrüchte wie Schwarmwellen karamellgelber Libellen in den Wind schüttete und Wolken von Lichtgold ins Tal goss.

Um den Wald zu verstehen, muss man dauernd auf winzige Elemente achten, auf die unauffälligen, die Satzzeichen in der Syntax der Natur. Ein dauerndes Spurenlesen und Zusammenlesen von Informationen ist nötig, um überhaupt eine Fährte zu finden, und ob man es schafft, diese zu verfolgen, unter Myriaden anderer Fährten, ist ungewiss. So ein Waldökosystem ist nicht nur komplizierter, als wir denken, sondern komplizierter als wir überhaupt denken können<sup>5</sup>, denn schließlich arbeitet die Forstwirtschaft ja nicht mit den Teilchen, Kräften und Energien eines unbelebten Systems, sondern mit lebendigen Wesen.

Wenn man mit etwas derartig Kompliziertem umgeht, sich sogar anmaßt, einzugreifen, ist es natürlich angebracht, ständig in Sorge zu sein, es könne irgendetwas in diesem Organismus aus der Balance geraten. Es könnte eines der Elemente verloren gehen, die den Wald so aufregend, so reich und stabil machen und ihn von den Holzplantagen unterscheiden, in denen wenig mehr wächst als Geld.

Als Förster arbeitet man mit etwas, das in der Vergangenheit wurzelt, und muss gleichzeitig versuchen, in die Zukunft zu schauen, muss im Geist die noch winzigen Bäume zu Riesen wachsen lassen, ein in

die Zukunft projiziertes Bild erzeugen. »Modellieren« ist eine Aufgabe, die heute von Computern übernommen wird, sodass die persönliche Handschrift des Försters verschwindet.

Man muss das neu Beobachtete dauernd mit den Erinnerungsbildern vergleichen, muss versuchen, Richtungen der Entwicklung und Veränderung zu erkennen. »Zukunftsbäume« nennen Förster besonders zu fördernde Bäume im Bestand. Die Vorhersage beruht, natürlich, auf Erfahrung, auf dem, was man selbst beobachtet, was von anderen mitgeteilt oder was in Büchern zusammengelesen wurde. Man muss mit Vorsicht und Rücksicht und Weitsicht arbeiten. Niemals war das zukunftsweisende Moment so wichtig wie heute; in einer Zeit, da wir vermuten, dass die große Zukunftsentscheidung der Förster, die Baumartenwahl, auf ein künftiges, stark verändertes Klima abgestimmt werden muss<sup>6</sup>, und da wir davon ausgehen, dass wir auch in Zukunft Sauerstoff und Holz, Vogelstimmen und Harzduft und den Schatten der Bäume an einem sonnigen Nachmittag zum Leben brauchen.

### **Betonschleier über dem Glühwürmchenwald**

Vielleicht ist mir wegen der Notwendigkeit, überall auf Entwicklungen zu achten, all das aufgefallen, was sich außerhalb der Wälder im Tal veränderte, was verschwand und verloren ging. Der pittoresk ausgestreckte Ast eines alten Baumes, der wohl zur Gefahr geworden und der Verkehrswegesicherung wegen abgesägt worden war, die Wunde grau zugestrichen; Kastanien, die einst so mächtig waren, als hätten sie sich für die Ewigkeit gen Himmel gestreckt, und von denen nichts blieb als ein Stumpf, der sich kaum mehr über den Boden erhob. Oder auch das Unbelebte: eine Straße, die sich schon immer wie eine Blindschleiche in der Sonne durch das Tal geschlängelt hatte und nun geradegestreckt worden war, so gerade, dass eine kleine, jahrhundertealte Kapelle, die vorher *am* Weg, nun aber *im* Weg gestanden hatte, abgerissen und durch eine andere, an anderem, beliebigerem Ort ersetzt wurde. Ein altes Haus, das plötzlich verschwunden war, verdrängt durch einen Betonklotz, einen Fremdkörper, der nicht aus den Hängen und Rainen der Berge herausgewachsen zu sein schien, sondern eher wie eine zufällig hier in der Landschaft abgestellte Maschine wirkte. »Wohnmaschinen« machten sich breit anstelle der einheimischen Wohnorganismen, wie es die alten aus dem Holz der Rotfichte gezim-



merten Bauten im Tal mit ihren holzschindelgeschuppten Flanken, Wand und Dach zugleich, waren; jedes wie ein großes Urzeittier, das sich, halb in den Hang gegraben, gegen Wind und Wetter stemmt und unter seinem Rückenschild Menschen und Vieh beschützt.

Die Wohnmaschinen und überhaupt alle Neubauten sind aus Beton. Beton ist grau – nicht schimmernd grau wie das Gefieder des silbergrauen Reihers, nicht in tausend Abstufungen grau wie die Flechten auf dem Stamm der Buchen oder die Schindeln der Bergbauernhäuser. Beton ist nur grau. Beton ist glatt und homogen, an allen Wänden gleich – nicht ölig glatt wie eine Schiefertafel, nicht samtig glatt wie Travertin, nicht seifig glatt wie Blaubasalt. Nicht kühl wie Marmor, nicht warm wie Sandstein. Er fühlt sich nach gar nichts an. Beton hat auch keinen Duft, riecht nicht schweflig wie Feuerstein, nicht kalkig wie der Dolomit, nicht kreidig, nicht seifig. Beton riecht nach nichts – und doch roch es überall da, wo die Maschinenhäuser hingeplant wurden, an die Wachstumsränder der Dörfer, die sich immer weiter aneinander heranfraßen, entlang der Straßen, die in die Erde gerissen wurden, nach Beton.

So auch die gewaltige Schneise, die klaffende Wunde, die in die offene Handfläche des Tals gehauen wurde. Um Platz für den Bau der Straße zu schaffen, erschienen eines Tages Holzfäller in dem prächtigen Park, ganz in der Nähe unseres Hauses. Er trug übrigens den Namen eines der großen Pioniere des Naturschutzes und bot eine Heimstatt für allerhand Vögel und andere Wilde – und in Sommernächten eine geheimnisvolle Bühne für die magischen Lichtspiele der Glühwürmchen. Einige Menschen hatten die Bäume noch vor dem Angriff schützen wollen, doch eine ganze Armee fremder Polizisten war aufgeboten worden, sie zu verjagen.

Wenige Stunden später waren entlang der Schneise alle gefällt. Große Maschinen fuhren heran, rissen den Boden auf und gossen Beton hinein, so wie beim Tätowieren Farbe in eine Wunde injiziert wird, um für immer zu bleiben. Quer durch das Tal wurde eine Betonbahn ausgelegt, auf der mehr Autos fahren sollten, immer mehr und immer mehr ... Mit jedem weiteren Betonbau, mit jeder weiteren Asphaltfläche verdichtete sich der Grauschleier über dem grünen Tal.

Dieser Grauschleier liegt nicht nur über meinem grünen Tal. Mir scheint, er ziehe sich langsam über die ganze Welt. Überall auf der

Erde baut man am globalen Dorf, vielmehr an der globalen Stadt, denn der in den sechziger Jahren gebräuchliche Begriff »globales Dorf«<sup>7</sup>, bezogen auf die weltweite menschliche Kommunikation über alle Grenzen hinweg, hat sich längst in anderen Bereichen konkretisiert.

*Concrete* so nennt man in der Sprache der Globalisierung auch den Baustoff, in dem diese Konkretisierung stattfindet: Beton. Das globale Dorf ist angewachsen zur globalen Stadt, zur Globalopolis<sup>8</sup> – doch immer noch nicht ausgewachsen. Immer noch wird weitergebaut. Mit Beton. Immer noch verwandelt sich, als wäre ein moderner Midasfluch ausgesprochen worden, alles, was der Mensch berührt, in Beton.

Da ich das Tal und die Berge schon lange Zeit kenne, kommt es mir vor, als würde ein lebendes Tier einbetoniert; ähnlich wie Bienen einen Eindringling in ihr Nest, zum Beispiel einen Totenkopfschwärmer, lebend in Wachs und Propolis einbalsamieren. Der große Unterschied ist, dass die Menschenstaaten keinen Eindringling bekämpfen, sondern im Gegenteil »ausschwärmen«, sich über die Wildnis ausbreiten wie ein fremder Schwarm, um dann das Wilde einzuschließen, das Leben mit Beton zu übergießen – und dabei auch sich selbst.

Tatsächlich liegt der graue Schleier nicht nur über der Landschaft, sondern auch über den Menschen. Natürlich, denn sie teilen ja dieselbe Lebensumwelt, dieselbe Erfahrungsumwelt »aus Stahlbeton, Asphalt, Glas und Ziegelsteinen«<sup>9</sup> und sind vernetzt über dieselben Rechner und Maschinen, gefangen und gefesselt im selben Netz der Datenaustobahnen, der »Datenaustauschbahnen«. Doch nicht nur das – denn zur selben, eng vernetzten Lebensumwelt gehört auch dieselbe lebende Umwelt.

Natürlich wissen selbst wir Betonzeitmenschen, dass man zum Leben und Wohlfühlen auch anderes Leben um sich braucht. Aber es gibt nur vergleichsweise wenige Lebewesen, die sich in der Betonwelt wohlfühlen. Wir selbst ertragen sie ja kaum. So ist es meistens eine bestimmte Flora, die an den Asphaltseen, dieser schwarzen Flut eingeschmolzenen Lebens, und an den Betonbergen wächst: chinesischer Cotoneaster mit glänzenden Blättern und Früchten oder rote Berberitzen, Pflanzen, denen ihre Allgegenwärtigkeit den Reiz des Exotischen nimmt. Sie können von überall herkommen und überall zu neuen Ökosystemen zusammengesetzt werden, die es nirgendwo sonst in der Natur gibt, aber überall am Rand der Betonwelt. Im grünen Tal,

auf der Regeninsel und auch im Goldland habe ich diese Betonflora gesehen. Sie greift schon lange in Form künstlicher Wälder und Felder über die Zentren der Menschensiedlungen hinaus.

Vielleicht ist das alles ja nur leichtes Oszillieren, eine Synkope im Rhythmus der Natur – so wie die Blüte der Haselbüsche in einem Jahr ein paar Tage früher aufbricht, dies aber noch nicht bedeutet, dass sie irgendwann das ganze Jahr blühen werden. Vielleicht ist es ein Phänomen von kurzer Dauer – so wie in einem Jahr besonders viele Maikäfer zu sehen waren und dann jahrelang kein einziger mehr, oder mal ein besonders reger Funkverkehr der Glühwürmchen unter den Jahrhunderteichen beobachtet werden konnte, und dann wieder kein einziges seine Lichtsignale verstrahlte. Vielleicht ist das alles Teil eines Zyklus, den wir nicht ganz erfassen können. Vielleicht ist es nur ein Zeichen der Dynamik in Natur und Kultur, die wie eine langfristige Entwicklung erscheint, weil wir ja nur durch ein kleines Zeitfenster einen Blick darauf werfen können und nur eine Momentaufnahme erleben. Ich warte immer noch auf die Rückkehr der Glühwürmchen.

Vielleicht waren diese Bewegungen in den lebenden Bildern aber auch Teil eines großen Prozesses, einer dieser ungemein langsamen Vorgänge, die wir selbst nicht erfassen können, sondern auf die man nur aus vielen kleinen Hinweisen schließen kann: Spuren, Berichte, Zeugenaussagen, die irgendwo in einem Buch, vielleicht vor Generationen von einem noch nichts ahnenden Beobachter, niedergeschrieben wurden, oder vor langer Zeit festgehaltene Bilder, die erahnen lassen, wie etwas aberodiert und gleichgemacht wird. Bilder, die darauf hinweisen, dass ein Prozess im Gang ist, der unterschiedslos ist in dem, was wir für Natur halten, und dem, was wir für Kultur halten, und was doch fließend ineinander übergeht und überhaupt nur ein Teil eines einzigen Ganzen ist, so wie im Wald all die vielen Einflussfaktoren ein einziges Ökosystem bilden.

Dieses Bild ist all dem, was sich anderswo entrollte und entfaltete, sehr ähnlich, ganz so, als gäbe es keinen Wall grüner Berge um mein Tal, als sei das Regenland keine Insel und das Goldland nicht durch einen Ozean und anderthalb Kontinente von meinem Tal getrennt, als sei es nicht ein eigenes Land, eine eigene »Bioregion«, ein eigener Lebensraum voller neuer, einzigartiger Bilder und Abenteuer, in dem es einzigartiges Leben und Einzigartiges zu erleben gibt.

Das Wort von der »Globalisierung« gibt es erst seit einigen Jahrzehnten.<sup>10</sup> Der Vorgang, den es beschreibt, hat jedoch schon vor langer Zeit begonnen, vielleicht schon damals, als wir die Hand nach Verbotenem ausstreckten und das ureigene Paradies verließen. Doch erst jetzt, da sich die Richtung deutlich, ja eindeutig abzeichnet, beginnen wir zu begreifen, was geschieht, vielmehr: was wir der Welt und uns selbst antun.

Wir zerstören unseren kulturellen Reichtum um des Einheitlichen, leicht zu Fassenden willen. Wir zerstören gleichzeitig den biologischen Reichtum, und tatsächlich könnte beides jeweils ein Aspekt ein und desselben Vorgangs sein. Wir tauschen das Einzigartige gegen das Beliebige. Ein Prozess, der, wenn man auf die Details schaut, wenn man genau beobachtet, überall zu erkennen ist. Ich habe sie in meinem grünen Tal genauso gesehen wie an anderen Orten in der weiteren Welt. Es ist ein Vorgang, den man inzwischen aber auch im Großen sehen kann, den man nur dann nicht sieht, wenn man nicht sehen will, also wegschaut.

Dieser Umbau der Welt führt dazu, dass wir auf der Suche nach dem Unbekannten, auf der Fahrt ins Abenteuer, immer öfter auf das Bekannte stoßen, Grenzen entdecken, die wir selbst gezogen haben. Dabei entsteht das Gegenbild eines Labyrinths, in dem man zwar neue Wege finden möchte, aber dabei tatsächlich Neues zerstört, bis immer weniger Tore und immer weniger Wege übrig bleiben.

Ich glaube, man muss mit der Welt umgehen wie ein guter Förster mit seinem Wald, der manchmal in Frieden gelassen werden muss. »Nachhaltig«, das Wort, das heute für alle erdenklichen Bereiche angewendet wird, stammt jedenfalls aus der Forstwirtschaft. Ich glaube, dass man, um nachhaltig zu wirtschaften, genau erkennen muss, was gerade vor sich geht, in welche Richtung sich das »Ökosystem« Welt entwickelt. Ich glaube, man muss dazu durch die Welt wandern wie ein Förster durch seinen Wald, muss beobachten, muss auf die kleinsten Details achten: Welche Pflanze hier und welche dort wächst, welche Vogelstimmen hier und welche dort zu hören sind, und man muss vergleichen, vergleichen mit dem, was man von Anfang an kennt, und sich vorstellen, was wachsen wird und wie, und in welche Richtung. Man muss um die Bedeutung des Standorts wissen und den Wert des Kleinen, auf den ersten Blick Unauffälligen kennen. Überhaupt, auch

das glaube ich, gehört dazu die Suche, wo noch Echtes, Authentisches, Ursprüngliches zu entdecken ist, wo überhaupt noch Entdeckungen und Abenteuer möglich sind.

## Wir Abenteuerer und Wandervögel

Abenteuer zu erleben ist ein Urbedürfnis des Menschen. »Wir sind Abenteuerer, neugierig – das Bekannte scheint uns müde zu machen«, schreibt Nietzsche<sup>11</sup>, und das bestätigen auch Entwicklungspsychologen, als hätten wir um unser Bedürfnis nach Abenteuer nicht schon immer gewusst. Wir brauchen Abenteuer »wie ein Fisch Wasser braucht, wie ein Vogel Luft«, schrieb ein Theatermann namens Jakob Elias Poritzky Anfang des 20. Jahrhunderts. Und er ergänzt: »Die unerklärliche Abenteuerlust lebt in jedem Menschen. Sie äußert sich meist nur in den zahmen Formen des Wandertriebes.« Ein Abenteuer ist verbunden mit Fahrt und Reise, mit »Fährnissen« eben.

»Inmitten des Ozeans des Werdens wachen wir auf einem Inselchen, das nicht größer als ein Nachen ist, auf, wir Abenteuerer und Wandervögel, und sehen uns hier eine kleine Weile um: so eilig und so neugierig wie möglich, denn wie schnell kann uns ein Wind verwehen oder eine Welle über das Inselchen hinwegspülen, sodass nichts mehr von uns da ist!«<sup>12</sup>

Wie die Zugvögel zieht es uns in die Ferne, zu Abenteuerern und wieder zurück ins eigene Tal. *Wayfarers all* – jeder ist ein Vagabund, fasst Kenneth Grahame diese Ur-Eigenschaft des Menschen zusammen.

So ein Lebensabenteuer ist etwas, auf das man zufährt, zu dem man hinfährt, in das man hineinfährt – oder etwas, das einem zustößt, eine Entdeckungsreise zum Beispiel, auf der man etwas entdeckt oder für sich neu entdeckt.

Nun bedeutet »Abenteuer«, wenn man lange genug in der Frühgeschichte, in frühen Bedeutungsschichten des Wortes nachgräbt, nicht nur ein »unterhaltsames Geschehen«, nicht nur die Begegnung mit dem Wunderbaren und Sonderbaren – und meistens ist das, natürlich, etwas Lebendiges –, sondern eben auch diese Erscheinung oder das Wesen selbst. Das, was einem begegnet, was daherkommt, auch wenn man es eigentlich selbst ist, der daherkommt, das Abenteuer suchend, aufsuchend, provozierend. Das Grimmsche Wörter-

buch der Ausgabe von 1966, das nicht weniger als zwölf Seiten benötigt, um den Begriff Abenteuer zu klären und in sich durchaus abenteuerlich zu lesen ist, führt »Monstrum, Fabelwesen, Wundertier« als Synonyme an. In einer anderen von den Märchensammlern zitierten Verwendung des Wortes sind »seltzame wunder«, die man am Gewitterhimmel sehen kann, gemeint, oder sogar »eine seltsame vogelähnliche Gestalt«. Natürlich, denn welches bessere Bild für das Abenteuer kann es geben als die Vögel, als Wandervogel, Zugvogel wie die Mauersegler oder die Saatkrähen im grünen Tal, überhaupt Lebewesen, die fliegen können? Mit denen man im Geist, im Traum mitfliegen kann, wie Nils Holgersson<sup>13</sup> mit den Wildgänsen?

Natürlich sind solche Abenteuer, die ganz großen Wildniserfahrungen, selten in den Rahmen eines modernen Erwerbslebens einzufügen und werden daher in Abenteuerurlauben oder virtuellen Abenteuerspielen ersetzt oder simuliert – obwohl doch Abenteuer immer die Begegnung mit dem »Echten« ist, oder zumindest der Versuch. Manchmal können vielleicht Berufe, die mit der Erforschung der freien Natur zu tun haben, dies liefern. Forscherdrang schreibt jedenfalls Herr Poritzky<sup>14</sup> dem Abenteuerer zu: »Er wird die Wissenschaft fördern, so gut er kann; wird den Nordpol entdecken, wenn man ihn gerade sucht; wird, wenn das Leben auf dem Mars diskutiert wird, Pflanzen beschaffen, die auf dem Mars blühen, und wird Eier vorzeigen, die irgendein vorsintflutlicher Saurier in der Sahara gelegt haben soll« – und vorrangig scheint es, geht es um die Entdeckung und Erforschung des Lebenden.

Es muss auch nicht einmal mit weiten Reisen verbunden sein. Die Begegnung mit dem Wald und der Wildnis ist ein Abenteuer. Die wilde, weite Welt kann ganz nahe liegen. Das Abenteuer kann sich unter der Lupe oder dem Mikroskop abspielen, und so auch am Rande des Alltags stattfinden, so wie auch die Wildnis noch am Rande der Betonwelt lebt.

Und noch etwas gehört zu einem Abenteuer: Man muss davon erzählen. Der »heimliche Abenteuerer und Zugvogel, der heimliche Dichter, der in jedem steckt«<sup>15</sup>, möchte von den Abenteuern und der Begegnung mit dem Leben erzählen. Doch dazu können die Brüder Grimm noch mehr sagen, als in ihrem Wörterbuch steht.